
Aktuelle biologische Geschlechtertheorien: von zwei zu vielen Geschlechtern

In den vorangegangenen Ausführungen ist deutlich geworden, dass es Auseinandersetzungen um die Differenzen in den Verstandeskräften von Frauen und Männern gab. Intensive Debatten wurden auch um geschlechtliche Unterschiede in weiteren physischen oder physiologischen Merkmalen – wie etwa Muskelstärke – geführt. Geschlechtsspezifische Differenzen bei den Verstandeskräften und bei der Muskelstärke wurden behauptet, aber von anderen auch in Abrede gestellt. Anders verhält es sich bei Argumenten der Fortpflanzung und bei den Merkmalen, die insbesondere seit Beginn des 20. Jahrhunderts mehr und mehr als eigentliche Kennzeichen des Geschlechts ausgemacht wurden: Hormone, Chromosomen und schließlich auch Gene.

War es mit Theorien der Präformation leicht möglich, die gesellschaftlich erwarteten zwei Geschlechter auch in biologisch-medizinischen Geschlechtertheorien als different vorauszusetzen, erwies sich die Situation bei Entwicklungstheorien (der Epigenese) als widersprüchlich: Hier konnten gleichermaßen Differenzbeschreibungen zweier Geschlechter und solche der Geschlechtsgleichheit bzw. des Frau-und-Mann-Seins eines jeden Menschen ansetzen.

Geschlecht zwischen Gehirn, Muskeln und mikroskopisch kleinen Einheiten

Die Ausführungen von Pizan und Gournay, Wollstonecraft und Bebel, dass gerade die Verstandeskräfte – und Unterschiede in diesen – Resultate der Lebensumstände, von Erziehung und Erfahrung sind, erscheinen überzeugend. Sie wurden durchaus auch von Naturwissenschaftler_innen wie Darwin, Huxley und Thompson geteilt. Insofern ist es eher verwunderlich, dass noch immer in wissenschaftlichen Untersuchungen des Gehirns (in der Neurobiologie) Differenzen zwischen Gehirnen von «Frauen» und «Männern», oftmals sogar ohne jegliche Betrachtung der sozialen Herkunft, beschrieben werden können. Selbst

wenn man der Auffassung wäre, dass es vorgegebene und unabänderliche Differenzen in den Gehirnen und Gehirnfunktionen von «Frauen» und «Männern» gebe, so wäre zu erwarten, dass dennoch auch die Gegenposition – die die Bedeutung der Sozialisation betont – in der Anlage der Untersuchungen Berücksichtigung findet, gerade um die eigenen Forschungen diesbezüglich unangreifbar zu machen. Anne Fausto-Sterling und Sigrid Schmitz haben indes für die Gehirnforschung des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts problematisiert, dass genau das nicht geschieht. Bei der Auswahl der Proband_innen wird oftmals nicht einmal reflektiert, dass diese häufig ausschließlich Studierende der eigenen Universität sind, ihre Sozialisation und ihre Begabungen werden nicht untersucht. Interessant wäre hierbei unter anderem einzubeziehen, wo und wie ein Mensch aufgewachsen ist – in der Stadt oder auf dem Land, arm oder wohlhabend –, wie sich die Familienverhältnisse darstellten, ob er viel Aufmerksamkeit von anderen Menschen erfuhr oder sich eher selbst überlassen blieb, welche besonderen Lerninhalte erworben wurden (Zweitsprache, Musizieren, Kommunizieren als Gehörlose_r in einer weitgehend auf Hören orientierten Umgebung, Förderung der Orientierung durch einen großen Bewegungsradius bereits in der Kindheit, sportliches Training etc.), welche aktuellen Herausforderungen der Mensch zu meistern hat, ob zum Beispiel gerade eine besonders stressige oder eine besonders ausgeglichene Situation vorliegt etc. Tatsächlich werden solche Bedingungen meist überhaupt nicht thematisiert, sondern es werden Menschen so hingegenommen und untersucht, als seien sie in diesem Moment «einfach vom Himmel gefallen», als hätten sie keine Geschichte. Zur Begründung der so ermittelten (geschlechtsspezifischen) Differenzen wird hingegen genau dieser Mensch gedanklich viele Jahre – unverändert – zurückversetzt und werden in der Embryonalentwicklung und gegebenenfalls der Kindheit unterschiedlich exprimierte (vereinfacht: «abgelesene») Gene und wirkende Hormone als ursächlich für festgestellte Differenzen zwischen Menschen postuliert – eine Behauptung, die nicht validierbar ist, während die Bedeutung der – zumindest ansatzweise validierbaren – Sozialisation von vornherein ausgeblendet wird. Beabsichtigt oder unbeabsichtigt, ist es mit einer solchen Anlage der Forschung lediglich möglich, die eigenen Vorannah-

men stetig neu abzubilden. Um es auch hier noch einmal zu betonen, da dieser bedeutsame Punkt leicht aus dem Blick gerät: Anschließend an die Betrachtungen von Beauvoir geht es nicht darum, ob aktuell Differenzen zwischen «Frauen» und «Männern» beschrieben werden können, sondern es geht darum, ob möglicherweise festgestellte Unterschiede auf eine «natürliche» Anlage zurückgehen oder Resultat gesellschaftlicher Ungleichbehandlungen sind. Da in der aktuellen Neurobiologie die Sozialisation eines Menschen gar nicht oder kaum betrachtet wird, so ist diese schon von der Anlage der Untersuchungen her gar nicht in der Lage, über die Ursache von Unterschieden eine Aussage zu treffen. Sie kann lediglich eine Zustandsbeschreibung vornehmen, und dies methodisch mehr oder weniger gut (vgl. auch Exkurs 5).

Aktuelle Untersuchungen, die auf diese Leerstellen in den Forschungsvorhaben der Neurobiologie hinweisen, die die Methoden der Gehirnforschung kritisch diskutieren und aufzeigen, wie die gesellschaftliche Vorannahme zweier sich unterscheidender Geschlechter bereits in den Untersuchungsaufbau der Gehirnforschung eingeht, stammen von Anne Fausto-Sterling und Sigrid Schmitz (vgl.: Fausto-Sterling 1988 (1985); Fausto-Sterling 2000; Schmitz 2006; für eine gute erste Annäherung sind überdies zu empfehlen: Schmitz 2004, Quaiser-Pohl 2004).

Exkurs 5: Ein genauer Blick in biologische und medizinische Untersuchungen und ihre Methoden lohnt!

Oftmals wird schon allein mit dem Begriff «Signifikanz» eine große Genauigkeit der Ergebnisse assoziiert. Hier ist es hilfreich, sich die Definition des Begriffes noch einmal vor Augen zu führen. Statistische Signifikanz ist eine Übereinkunft. Sie bedeutet «nur», dass eine Beobachtung mit der angeführten Wahrscheinlichkeit voraussichtlich *nicht vollständig auf Zufall zurückzuführen ist*. Differenzen, für die in statistischen Tests ermittelt wurde, dass sie mit weniger als fünf Prozent Wahrscheinlichkeit rein zufällig aufgetreten sind, werden als signifikant bezeichnet. Das heißt, dass Signifikanz als Maß für die Plausibilität der Ergebnisse einer Untersuchung bei weitem nicht ausreicht.